

Alexander Saberschinsky

„Es war einmal ...“?

Liturgie im Wandel – Liturgiegeschichte verstehen

„Wer Diskussionen um die Gestaltung des Gottesdienstes, v. a. der Messfeier, beobachtet oder gar in sie involviert ist, wird immer wieder feststellen, dass in der Argumentation oftmals an Bildern Maß genommen wird, wie denn Liturgie sein müsse. Woher diese Bilder kommen, ist nicht immer in gleicher Weise transparent, aber eine große Rolle spielen tradierte Vorstellungen. Wenn man bedenkt, dass im kulturellen Gedächtnis Vorstellungen über drei Generationen weitergegeben werden, dann muss man heute noch mit Vorstellungen zum Gottesdienst rechnen, die deutlich in die vorkonziliare Zeit zurückreichen, in eine Zeit, in der noch das – wie noch zu thematisieren ist – das 19. Jahrhundert stilprägend war. So besehen ist auch aus liturgiepastoralem Interesse – nicht nur aus rein akademischer, liturgiewissenschaftlicher Sicht – eine Auseinandersetzung mit der Liturgiegeschichte gewinnbringend, damit man nicht Gefahr läuft, tradierte Vorstellung absolut zu setzen. In diesem Sinne gibt der vorliegende Beitrag im ersten Teil einen kurzen Überblick über mögliche liturgiegeschichtliche Zugänge, stellt im zweiten vor diesem Hintergrund eine neue maßgebliche Publikation zur Liturgiegeschichte vor, um dann im dritten daran grundsätzliche Überlegungen zur geschichtlichen Betrachtung der Liturgie anzuschließen.“

Liturgiegeschichte ist nicht Liturgiegeschichte – Die Methodenfrage

Eine Frage, die man der Liturgiegeschichte offenbar nicht stellen darf, heißt: „Wie war es denn wirklich?“ Die Antwort lautet

dann: „Die einen sagen so, die anderen so.“ Was hier vielleicht launisch klingt, hat einen wissenschaftlich ernstzunehmenden Hintergrund. Denn von der Methode, mit der der Wissenschaftler Liturgiegeschichtsforschung betreibt, hängen signifikant dessen Ergebnisse ab. Exemplarisch seien einige Beispiele in Auswahl benannt:

- In der Zeit nach Trient wurden verstärkt die Quellen erforscht und wichtige Editionsarbeiten vorgenommen. Doch erfolgte dies in Abwehrhaltung und apologetischer Absicht gegenüber der Reformation, um die Rechtmäßigkeit der römisch-katholischen Liturgie zu erweisen.
- Im 19. Jahrhundert wurden ausgehend vom französischen Benediktinerkloster Solesmes weitreichende liturgiegeschichtliche Forschungen betrieben, die auch dazu dienten, dass die Gläubigen sich daran erbauen konnten. Die Forschung ging von einem sog. Einheitsparadigma aus, anhand dessen dann beurteilt und auch selektiert wurde, was der römischen Liturgie entspreche und was nicht. Dieses Vorgehen steht unter dem Interesse, die Norm der römischen Liturgie zu propagieren, um diese in Frankreich zu stärken und nationalkirchlichen Bestrebungen generell zu begegnen.
- Ganz anders setzt Louis Marie Olivier Duchesne (+ 1922) an, der mit keiner vorgängigen theologischen Fragestellung die Quellen untersucht, sondern diese Fragestellung erst aus den Quellen entwickelt. Weder verfolgt er ein kirchenpolitisches Interesse, noch stehen seine Texte im Dienste der Erbauung.
- Die genetische Liturgiegeschichtsschreibung will die gegenwärtige Gestalt der Liturgie besser verstehen, indem sie deren Entstehung nachzeichnet, Schichten unterscheidet und Gewichtungen vornimmt. So gewinnt man zugleich eine Grundlage, auf deren Fundament das gottesdienstliche Leben der Gegenwart erneuert werden kann.
- Die vergleichende Liturgiegeschichtsforschung sucht die zugrundeliegenden

Pastoralblatt 15/2020

Grundsätze zu erforschen, indem sie die verschiedenen Entwicklungslinien der Liturgie vergleicht und sich um eine Zusammenschau bemüht.

- Die Liturgiegeschichtsforschung im kultur- und geistesgeschichtlichen Zusammenhang berücksichtigt kulturelle Kräfte wie Literatur und Kunst, die zum Wandel der Gestalt der Liturgie beitragen. Man beschränkt sich demnach nicht nur auf die schriftlichen und die liturgischen Quellen.

Im deutschsprachigen Bereich ist die Liturgiegeschichtsforschung um einen neuen und einmalig umfassenden Beitrag reicher: Jürgen Bärsch und Benedikt Kranemann haben in Verbindung mit Winfried Haunerland und Martin Klöckener eine „Geschichte der Liturgie in den Kirchen des Westens“ in zwei Bänden herausgegeben, die mit „Rituelle Entwicklungen, theologische Konzepte und kulturelle Konzepte“ untertitelt wurde (Münster: Aschendorf, 2018). Nach der „Kleinen Geschichte des christlichen Gottesdienstes“ von Jürgen Bärsch (Regensburg: Pustet, 2015), die unter Berücksichtigung der Wechselwirkung mit gesellschaftlichen und kulturellen Entwicklungen einen kompakten Überblick zu den großen Etappen und Entwicklungen des gottesdienstlichen Lebens gibt, liegt damit nun ein zweibändiges, umfangreiches Handbuch vor (Bd. 1, 667 S., Bd. 2 604 S.). Auch wenn der Schwerpunkt den Kirchen des Westens in der (dann später) katholischen Tradition gilt, so werden durch Kapitel zur lutherischen, reformierten, alt-katholischen und anglikanischen Entwicklung die konfessionellen Wechselwirkungen deutlich.

Doch wo ist dieses Werk angesichts der angesprochenen verschiedenen methodischen Ansätze der Liturgiegeschichtsforschung zu verorten? Die Herausgeber wollen sich nicht auf die fixierten schriftlichen Quellen beschränken, denn diese dürfen nicht mit dem tatsächlich Vollzogenem gleichgesetzt werden. Darüber hinaus soll Liturgie in ihrem gesellschaftlichen, kulturellen

und näher religiösen Umfeld beschrieben werden. So kommt man der Liturgie als einem Teil der menschlichen Lebenswelt auf die Spur – einer Liturgie, die sich nach den Herausgebern als durchgängig pluraler erweist als bisher angenommen (vgl. Bd. 1, S. 25-28). Damit setzt sich die vorliegende Publikation von einem apologetischen Ansatz ebenso ab wie von einem Einheitsparadigma. Der Ansatz bei der tatsächlichen Feier der Liturgie (nicht nur bei den vorgesehenen liturgischen Texten) und die Wahrnehmung der sich daraus ergebenden Pluralität sind vielleicht die besonderen Merkmale dieser Geschichtsschreibung der Liturgie in den beiden Bänden.

Freilich kann in einem kurzen Betrag wie dem vorliegenden nicht der Tiefgang von über 1200 fachwissenschaftlichen Seiten wiedergegeben werden, doch zu welchen Erkenntnissen kommen die Autoren bei der Durchsicht der Geschichte der Liturgie?

Stationen der Geschichte der Liturgie in den Kirchen des Westens

Das Werk ist der Erkenntnis verpflichtet – und schon diese Einsicht darf nicht in jedem Gespräch außerhalb des liturgiewissenschaftlichen Diskurses vorausgesetzt werden – das Liturgie nicht einfach ein zu vollziehender Ritus ist. Insofern Liturgie ein Begegnungsgeschehen zwischen Gott und Mensch ist, sind die menschlichen Ausdrucksformen dieses Geschehens integraler Bestandteil des Gottesdienstes. Da aber der Mensch eine kulturelle Entwicklung vollzieht, wandelt sich zwangsläufig die Gestalt der Liturgie (vgl. Bd. 1, S. 17). Wandel in der Liturgie wäre demnach weder ein Ausnahmezustand, schon gar keine „Panne der Geschichte“, sondern einer ihrer wesentlichen Bestandteile. Darüber hinaus ist auch das Handlungsgeschehen des konkreten Gottesdienstes dynamisch, denn jede einzelne Gottesdienstfeier beinhaltet in ihrem Vollzug mehr, als die schriftlich fixierten Quellen wiedergeben.

Die *neutestamentliche Zeit* kennt eine Vielfalt von Gottesdienstgestalten, in der sich aber vier Grundzüge abzeichnen (vgl. S. 69–72): 1. Die gottesdienstlichen Versammlungen stehen unter dem Vorzeichen der Teilhabe am kommenden Reich Gottes. 2. Hinzu tritt das Gedächtnis des Todes und der Auferstehung. 3. Während sich die Jerusalemer Gemeinde mit dem Tempel weiterhin verbunden sah, sagten sich die sog. Hellenisten von ihm los. 4. Eine Trennung von Gottesdienst und Gemeinde gibt es nicht, weil sich im Lobpreis Gottes im Namen Jesu die „Ekklesia“ konstituiert. 5. Das Doppelgebot von Gottes- und Nächstenliebe wird als Kern der Weisung Jesu gesehen.

Auch die christliche Liturgie in den *ersten Jahrhunderten* ist plural (vgl. S. 137f.). Doch vielleicht konnten gerade aufgrund dieser Diversität die vielfältigen Spannungspole austariert werden, denen das Christentum ausgesetzt war: Individuum – Gesellschaft, Tradition – Fortschritt, Judentum – pagane Religiosität, Verordnetes – Personales. Das Ritual eröffnete einen (dritten) Bereich, in dem eine kontrafaktische Deutung der spannungsreichen Wirklichkeit möglich wird. Es stellt sich die Frage, ob die etablierten Ritusysteme seit dem 4. Jahrhundert das Spannungsfeld nicht zu einseitig zugunsten von institutionellem, Bewahrenden und Objektiven aufgelöst haben. Im monastischen Kontext konnte sich hingegen das prophetische und charismatische Element eher erhalten.

Die Liturgie der *alten Kirche* (4.–8. Jahrhundert) weist schließlich eine klarer strukturierte und ausdifferenzierte Feiargestalt auf (vgl. S. 253f.). Doch verlaufen die Entwicklungen nicht einheitlich und sind stark regional geprägt. Dem steht die Ausweitung des römischen Geltungsanspruchs in Bezug auf die Liturgie entgegen. Gesellschaftlich konnte das Christentum unter den veränderten politischen Vorzeichen der konstantinischen Wende das öffentliche Leben durchdringen. Dennoch bestand die pastorale Sorge, dass die Gläubigen

nicht in der gewünschten Weise am gottesdienstlichen Leben teilnahmen. Kurzum: Die Spätantike ist eine Epoche komplexer Transformationen und Innovationen.

Die Liturgie im *Frühmittelalter* wurde v.a. kultisch verstanden: Auch wenn man die Aussagen der Texte sowie die Sprache insgesamt nicht verstand, wurden die Texte dennoch gesprochen, weil sie als segensmächtige und unheilabwehrende Formen verstanden wurden. „Die Liturgie verstand sich als heilende und schützende Ritualität. In solcher Weise wurde sie benutzt und dem alltäglichen Leben dienstbar gemacht. Eine Instruktion war dafür kaum nötig. Vielmehr suchte man ihre Wirkung und erfuhr sie ob ihrer Effektivität“ (S. 288).

Im *Hoch- und Spätmittelalter* hatten die theologischen Erkenntnisse der Scholastik kaum Einfluss auf das religiöse Leben des Volkes, so dass sich mit der Passions- und Weihnachtfrömmigkeit eine am menschlichen Leben Jesu orientierte Spiritualität entwickelte (vgl. S. 368f.). Die Entwicklung des Gottesdienstes bietet ein disparates Bild: Anhäufung geistlicher Leistungen einerseits (Messen, Reliquien, Stiftungen, Ablässe) und Verinnerlichung sowie Verstehen andererseits (Predigt, Messerkklärungen); missbräuchliche Formen im Gottesdienst einerseits, Willen zur Reform andererseits. Unter dem Druck der Reformation gingen auch vom *Konzil von Trient* Reformanregungen aus, wobei man die Nähe zur Reformation vermied. Während Theodor Klauser in seiner „*Kleinen abendländischen Liturgiegeschichte*“ 1965 noch von der Epoche der „*ehernen Einheitsliturgie*“ sprach, hält das neue Handbuch „*Geschichte der Liturgie*“ fest, dass trotz einheitlicher liturgischer Bücher das gottesdienstliche Leben nach dem Konzil keineswegs uniform war. Vielmehr zeigt sich, „dass bei aller zunehmenden Zentralisierung und Vereinheitlichung diese Entwicklung doch nicht einfach organisch, sondern von einander widersprechenden Neuaufbrüchen und Korrekturversuchen bestimmt war“ (S. 508).

Ähnliches gilt jedoch auch für die *Reformation*, die die Reform zum Programm erhebt: Auch hier gibt es nicht die eine Liturgie der Reformation, sondern nur „Liturgie in Vielfalt“: „Unterschiedliche Liturgien begegnen im Neben- und Gegeneinander, in Fortschreibung und Revision, als Bruch, Neuansatz und Neuinterpretation“ (S. 470). Auf der anderen Seite entstand im Anschluss im *Barock* unter den Vorzeichen der katholischen Konfessionalisierung „noch einmal eine fast deckungsgleiche Einheit von Kirche und Gesellschaft und darin von Liturgie und Lebenserfahrung“ (S. 547). Diese wird später von der *Aufklärung* in Frage gestellt und zerbricht angesichts der Säkularisation. Doch ist auch diese Phase von Paradoxien geprägt: Die Entwicklung von Liturgie und Frömmigkeit nach der Aufklärung steht gleichermaßen für Antimodernismus und Modernismus (vgl. Bd. 2, S. 116). So kann man feststellen, dass manches, was im 20. Jahrhundert eingefordert wurde, sich schon im Jahrhundert zuvor findet, beispielsweise die Frage nach der Teilnahme der Gläubigen an der Liturgie, die Frage nach der Liturgiesprache oder das Bemühen um liturgische Bildung. Zugleich gibt es eine kirchliche Abwehrbewegung gegenüber der Moderne (Unfehlbarkeitsdogma, Kirche als *societas perfecta*), in deren Folge ein Bild von Kirche mit Papst und Klerus entstand, das bis heute nachwirkt. Auch Formen der Frömmigkeitspraxis und ein Verständnis des Gottesdienstes etablierten sich, die eine Langzeitwirkung über das Jahrhundert hinaus entwickelten und heute noch präsent sind, sich aber angesichts der stark veränderten Verhältnisse ab der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts als problematisch erwiesen haben.

Doch zu meinen, dass die Aufbrüche im 20. Jahrhundert nun den Antimodernismus überwinden, ist ein Irrtum. Zwar sind die Anliegen der *Liturgischen Bewegung* insofern der Moderne verpflichtet, als sie nach Partizipationsmöglichkeiten der Individuen suchen, doch zugleich gibt es antimoderne Aspekte, nämlich wenn man sich gegen

die moderne Individualisierungstendenzen stellt und das Objektive sucht. Das Anliegen der Liturgischen Bewegung, wie es vom *Zweiten Vatikanischen Konzil* aufgegriffen wurde, war aber nicht vordergründig eine Reform der Liturgie, sondern v. a. eine neue Kirchlichkeit der Gläubigen. Das wiederum konnte freilich nicht ohne Folgen für die Liturgie bleiben. In der Folge kann man bei der durch das Konzil in die Wege geleiteten „allgemeinen Erneuerung der Liturgie“ (SC 21) von der tätigen Teilnahme der Gläubigen an der Gottesdienstfeier als dem ekklesiologischen Formalprinzip sprechen, in dem sich das christologische Materialprinzip des Paschamysteriums realisiert. Insofern es um eine Form des Kircheseins geht, kann der vom Konzil angestoßene Prozess nicht mit dem Erscheinen der letzten erneuerten liturgischen Bücher abgeschlossen sein. Grundsätzlich wurde die liturgische Erneuerung positiv aufgenommen und hat tatsächlich „zu einer lebendigen, den Glauben stärkenden und die Kirche auferbauenden Praxis der Liturgie beigetragen“ (S. 297). Doch machte sich auch Enttäuschung breit, als auch die liturgische Erneuerung die Kirchen entgegen den gesamtgesellschaftlichen Trends unter den Vorzeichen der Moderne nicht wieder voller machen konnte.

Liturgiegeschichte mit pastoralem Mehrwert

Selbstverständlich konnte der vorangegangene Abschnitt in seinem begrenzten Rahmen keinen soliden Gesamtüberblick über die Geschichte der Liturgie geben. Doch eines hat er – und das ist eine wichtige Einsicht – deutlich gezeigt: Durchgehend ist die Entwicklung des christlichen Gottesdienstes durch alle Epochen und Zeiten hindurch von Gegenläufigkeiten, Diversitäten und Ambivalenzen geprägt. Es gibt nicht die eine geradlinige Entwicklung, die nur ausnahmsweise von Brüchen (z. B. Reformation) geprägt ist. Das ist ein erster Hinweis für Situationen, wenn man auch im pastoralen Kontext die Frage nach

der Gottesdienstgestaltung stellt und dabei – bewusst oder unbewusst – tradierte Bilder im (Hinter-)Kopf hat, wie denn Liturgie gefeiert werden müsste. Diese Bilder wären angesichts der beobachtbaren Widersprüchlichkeit und Vielfältigkeit der Liturgie in den unterschiedlichen geschichtlichen Epochen kritisch zu hinterfragen.

Dass man auch bei der Frage der Gestaltung der Liturgie in die Geschichte schaut, ist nicht nur legitim, sondern auch üblich: Schon das Trienter Konzil hat die „norma patrum“ zum Maßstab der angestrebten Reformen benannt, und auch das Zweite Vatikanische Konzil bezieht sich offenbar auf die alte Kirche, wenn es davon spricht, dass „ein mehrstufiger Katechumenat für Erwachsene ... wiederhergestellt“ werden soll (SC 64). So plausibel dies jeweils zunächst scheinen mag, ist doch erstens offen zu legen, was diese Norm genau besagt (was soll die „norma patrum“ näherhin sein?), und zweitens transparent zu machen, warum etwas als Norm gelten soll. Schnell ist man dann bei der Frage, welchen Interessen, Motivationen und Intentionen derjenige folgt, der diese Norm benennt. Diese müssen nicht unlauter sein, doch sie müssen der Redlichkeit halber benannt werden.

Zudem wäre zu fragen, wie sehr die geschichtliche Gottesdienstpraxis einer Epoche, die zum Maßstab für heutige Fragestellungen genommen wird, ihrerseits der kritischen Prüfung standhält. Wie ist Vorstellung über diese Praxis zustande gekommen? Wenn nämlich etwa nur schriftliche Quellen, womöglich sogar nur liturgische Texte, die sich präskriptiv verstehen, zugrunde gelegt wurden, dann ist die Basis durchaus unverlässlich, denn zuviel bleibt außer Acht, was konstitutiv für die Gottesdienstfeier ist: Gesang, Atmosphäre, Raumgestaltung, liturgische Gewänder und Gefäße und v.a. die grundlegende Frage, ob man sich an die Vorgaben gehalten hat. Außerdem ist eine Engführung auf den Klerus, dem die liturgischen Texte vornehmlich dienen, vorprogrammiert.

Kurzum: Liturgie ist nicht nur Text, sondern steht im Kontext eines rituellen Vollzugs von Feiernden.

Die Einsicht beinhaltet einen ganzen Perspektivwechsel für die Liturgiegeschichtsschreibung: von der normativen Deutung der Liturgie zur Orientierung am Rezipienten. Die Frage ist nicht länger allein: „Was steht in den normativ verstandenen liturgischen Texten?“, was wiederum zur Norm für die Deutung der Liturgie wird, sondern nun wird gefragt, wie die Feiernden den Gottesdienst tatsächlich vollzogen haben. Hier wird die konkrete Feier zum Erkenntnisort der Theologie. Und dies ist auch theologisch legitim: Denn das Gespräch mit Gott, wie es sich in der liturgischen Feier vollzieht, ist als *theologia prima* zu verstehen, nicht nur deren Reflex in liturgischen Festschreibungen. Insofern muss der Zugang zur Liturgiegeschichte auch über das erfolgen, was man heute „tätige Teilnahme“ nennt. Daraus folgt aber: Von liturgischen Vorlagen abweichende Formen sind nicht im Vorhinein eine Normverfehlung. Das eröffnet neue Perspektiven für die künftige Entwicklung liturgischer Formen und deren Beurteilung, mehr noch: ist eine Chance.

Neben der Quellenfrage ist kritisch zu prüfen, wie die Vorstellung über eine bestimmte Gottesdienstpraxis einer Epoche zustande kommt. Denn sie ergibt sich nicht durch eine Rekonstruktion der Fakten, so dass die geschichtliche Beschreibung ein (möglichst) genaues Spiegelbild der vergangenen Situation zeigt. Diese Vorstellung suggeriert eine Objektivität, der gegenübersteht, dass die Rekonstruktion der Vergangenheit immer einem Konstruktionsprinzip folgt, also Bilder braucht und aus einer bestimmten Perspektive erfolgt. Daher wäre es ein Fehlschluss zu glauben, man könne von einem historischen Sein auf ein liturgisches Sollen schließen, denn schon das historische Sein gibt es nicht. Vielmehr steht die Liturgiegeschichte vor der Herausforderung, Ereignisse der Vergangenheit in einen Erzählzusammenhang

zu stellen. Dazu bedarf sie notwendigerweise Bilder bzw. Konstruktionsprinzipien, die sie aber wiederum bereit sein muss zu hinterfragen und ggf. zu verwerfen. Dieser hermeneutische Zirkel ist nicht vermeidbar: Man braucht schon vorab eine Theorie, um überhaupt etwas beim Blick in die Geschichte wahrzunehmen, muss dann aber diese durch die vorgängige Theorie geprägte Wahrnehmung wieder hinterfragen, m. a. W.: die Konstruktion wieder bereit sein zu dekonstruieren.

Dass dies kein theoretisches Problem ist, sei nur an zwei Beispielen aufgewiesen: In Anlehnung an den schon zitierten Theodor Klauser war es lange Zeit üblich anzunehmen, dass nach der Hochzeit der Liturgie im Mittelalter ein anhaltender Prozess des Verfalls und der Überwucherung stattgefunden habe. Diese Verfallsthese ist heute durch Studien wie diejenigen von Arnold Angenendt nachhaltig widerlegt, der die produktive Kraft dieser Epoche im liturgischen Bereich offenlegen konnte.

Angesprochen wurde schon die auch auf Theodor Klauser zurückgehende Vorstellung von der „ehernen Einheitsliturgie“ im Gefolge des Konzils von Trient. Abgesehen davon, dass die Liturgie in dieser Epoche keineswegs so „ehern“ war, sondern regionale Unterschiedlichkeiten aufweist, hat Winfried Haunerland im vorgestellten Handbuch herausgearbeitet, dass gar nicht das Konzil von Trient die Liturgie prägte, sondern erst die sich im 19. Jahrhundert durchsetzenden liturgischen Bücher die Vorstellung dessen prägten, was man im 20. Jahrhundert über die liturgischen Ziele dieses Konzils dachte. „Nicht das Konzil von Trient selbst war epochemachend für die Liturgiegeschichte, sondern das 19. Jahrhundert macht ‚Trient‘ zur Epochenwende“ (Bd. 2, S. 508).

Vor diesem Hintergrund sollte sich jeder, der sich auf eine überlieferte Vorstellung von Liturgie beruft, zweierlei fragen: Welche Orientierungslinien liegen diesem

Bild von Liturgie zugrunde? Und bin ich bereit, mich zu distanzieren, um das Bild auch wieder zu dekonstruieren? Alles andere wäre Willkür, vielleicht sogar Ideologie, wenn ein nicht offengelegtes Interesse verfolgt wird.

Was kann man daraus lernen? Erstens: Es ist hilfreich, geschichtliche Phänomene zu kennen, weil sie helfen zu erkennen, welche Vorstellungen heute noch Menschen prägen – bei allen Ungleichzeitigkeiten, die zu beobachten sind. Beispielsweise mag es einem bekannt vorkommen, wenn – wie oben beschrieben – die Liturgie im Frühmittelalter v. a. kultisch verstanden wurde: Entscheidend war nicht das theologische Verständnis, sondern man setzte auf die segensmächtige und schützende Macht der Rituale. Daran mag man sich erinnert fühlen, wenn heute einige Eltern um die Taufe für ihr Kind bitten, nicht weil sie wünschen, dass der alte Adam in ihm sterbe, damit ihr Kind neugeboren werde in Christus, sondern weil sie sich vom Ritual der Taufe einen Segen Gottes und seine schützende Macht erhoffen. Damals wie heute sucht man die Wirkung der Liturgie. Diese Beobachtung ist hier keinesfalls moralisch gemeint, sondern will nur eine Verstehenshilfe sein.

Zweitens: Geschichtsbilder sind notwendig, damit nicht alles im Nebel der Geschichte verschwimmt und man sich überhaupt ein „Bild machen“ kann; zugleich sind sie problematisch, denn so wie das Ergebnis abhängig ist von der Vorgabe, so tragen Geschichtsbilder zur Art und Weise der Rekonstruktion der Geschichte bei. Damit haftet Relevanz nicht dem vermeintlichen geschichtlichen Faktum an, sondern es handelt sich um eine Zuschreibung. Doch darum zu wissen ist entscheidend, weil die Diskussion um die heutige Gestalt des Gottesdienstes gar nicht von der Geschichtlichkeit der Liturgie absehen kann, die ihr aufgrund des Wandels der menschlichen Ausdrucksformen, derer die Begegnung von Gott und Mensch bedarf, eingeschrieben ist.